



# Odyssee einer zerrissenen Familie

*von Banin Haidari, aufgezeichnet durch Raphael Meyer*

Ich bin in Afghanistan geboren – in der Nähe der Provinzstadt Ghazni, die etwa so gross ist wie Luzern. Mit zwei Brüdern und einer Schwester bin ich aufgewachsen. Meine Mutter ist gestorben, als ich ein kleines Mädchen war. Ich denke, ich war etwa sieben Jahre alt, als die Taliban gekommen sind und ich mit meiner Familie nach Pakistan fliehen musste. Wir haben dort in der Grossstadt Quetta gewohnt. Als Geflüchtete aus Afghanistan hatten wir da kaum Rechte. Keine Gesundheitsversorgung, keine Schulbildung für mich. Ein Jahr habe ich aber einen Englischkurs besuchen können. Mit siebzehn habe ich geheiratet. Einen Mann, den ich nicht kannte. Auch Afghane, aber mit pakistanischer Staatsbürgerschaft. Das gab meiner Familie auch Sicherheit. Niyaz Ali, mein ältester Sohn, ist zwei Jahre später zur Welt gekommen. Ghulam Ali, sein Bruder, nochmals zwei Jahre später. Wir entschieden uns, in den Iran zu ziehen, nach Ghom.

Die Drogen haben meinen Mann kaputtgemacht – und unsere Familie. Er war gewalttätig. Den Kindern und der Familie zuliebe bin ich geblieben. Er aber hat mich verstossen und ist mit meinen beiden zwei- und vierjährigen Söhnen zurück nach Pakistan zu seiner Familie. «Wenn du die Kinder holen kommst töte ich dich, dann die Kinder und dann mich», hat er gesagt. Ich war so verzweifelt und allein. Was sollte ich machen? Meine Familie war nicht mehr in Pakistan: Schwester in London, Bruder, Vater und Stiefmutter in Indonesien und Australien, mein jüngster Bruder in Norwegen. In ihren Augen habe ich sie auch entehrt, als vom Mann verlassene Frau. «Du hast uns das Gesicht genommen», haben sie gesagt. Ich blieb im Iran.

Dort habe ich meinen zweiten Mann kennengelernt. Er hatte keinen guten Ruf, aber ich habe an ihn geglaubt, in geliebt. Wir haben geheiratet und bald ist Amir Mahdi zur Welt gekommen, mein dritter Sohn. Wir haben uns entschieden, all unser Erspartes zusammenzukratzen und die Reise nach Europa zu versuchen. Die iranische Polizei hat uns aber an der Grenze zur Türkei gefasst und nach Afghanistan geschickt. Nach einigen Monaten haben wir es noch einmal versucht. Und haben es tatsächlich nach Griechenland geschafft. Wir waren mittellos, obdachlos. Ich sehe mich mit dem kleinen Amir Mahdi auf dem Spielplatz beim Viktoriaplatz in Athen. Inmitten so vieler anderer Geflüchteter. Mein Bruder hat uns Geld geschickt aus Norwegen. Wir konnten ein kleines Zimmer mieten.

Dann kam die Eifersucht. Und wieder Gewalt. Das andere Gesicht meines Mannes, der seine Zeit mit Kartenspielen verbrachte. Acht Monate in Griechenland, die mir wie acht Jahre vorkamen. Ich wollte nicht schwanger werden und wurde es doch. Ich konnte nicht schon wieder allein sein. Mein Bruder und die Schwester von meinem Mann haben mit Geld geholfen für die letzte, beschwerliche Reise. Am 29. Mai 2012 bin ich in der Schweiz angekommen, mit dem kleinen Amir Mahdi im Arm und seinem kleinen Brüderchen im Bauch. Zuerst 16 Tage im Bundesasylzentrum Kreuzlingen, dann 20 Tage im Durchgangszentrum Sonnenhof in Emmenbrücke. Dann vier Monate in einem kleinen Heim. Mein Mann konnte per Familiennachzug zu uns kommen, als Amir Hassan schon geboren war. Wir kamen nach Wolhusen in eine Wohnung. Es gab kein Asyl, aber eine vorläufige Aufnahme.

Die Eifersucht war bald wieder da. Er ist mir überallhin gefolgt, zum Deutschkurs, zum Arztbesuch, konnte mich kaum aus den Augen lassen. Eines Tages, als ich mit einer Kollegin unterwegs war, war er ausser sich, sperrte mich aus, schickte mich fort. Meine

Kinder, meine Hoffnungen, mein Leben – wieder in Gewalt und Demütigung verloren? Da nahm ich alle Medikamente, die ich hatte. Die für die Psyche und die für die Schmerzen. Ich wollte nicht mehr.

Mein Mann hat die Ambulanz gerufen, nachdem er mich wieder ins Zimmer gelegt hatte. Ich lebte und konnte doch nicht mehr mit ihm leben. 2014 kam ich mit den Kindern nach Luzern. Eine Zeit lang lebten wir im Frauenhaus, eine Zeit lang im «Haus für Mutter und Kind». Dann zogen wir nach Emmenbrücke in eine Wohnung.

Niyaz Ali und Ghulam Ali waren all die Jahre in Pakistan bei ihren Grosseltern in Pakistan. Ihr Vater war von den Drogen zerfressen. Was sie von ihrer Mutter wohl noch wussten? Was mag man ihnen von mir erzählt haben? Ich vermisste sie so sehr. Es zerriss mir das Herz, wenn ich an sie dachte. Es gelang mir in dieser Zeit Kontakt aufzunehmen mit der Familie ihres Vaters. Sie waren schliesslich damit einverstanden zu beantragen, dass sie zu mir in die Schweiz kommen könnten. Den Antrag an das schweizerische Migrationsamt für den Familiennachzug hatte ich schon formuliert. Ich dachte daran, wie es wäre, wenn Amir Mahdi und Amir Hassan ihre beiden älteren Brüder zum ersten Mal sehen würden. Dann brach alles zusammen. Der Mann meiner Schwester hat der Familie in Pakistan Fotos von mir geschickt mit von Schlägen gezeichnetem Gesicht. Jetzt wollten sie meine Söhne nicht mehr zu mir kommen lassen, brachen den Kontakt ab. Niyaz Ali und Ghulam Ali, neun- und siebenjährig, blieben ohne ihre Mutter in Pakistan.

So unendlich gross meine Verzweiflung war – meine beiden Söhne hier in der Schweiz brauchten ihre Mutter. Ich musste hier für meine und ihre Zukunft sorgen. In jener Zeit war ich viel im Sentitreff, habe mich freiwillig engagiert im Café International bei der Kinderbetreuung. Dort habe ich einen Mann kennengelernt, der mir dabei half, eine Stelle zu finden in der Betagtenpflege. Beziehungen zu den Menschen hier wuchsen. Ich bekam viel Unterstützung. Ein halbes Jahr arbeitete ich im Romerohaus in Hauswirtschaft und Reinigung. Danach zwei Jahre lang im Kantonsspital. Ich konnte finanziell auf eigenen Beinen stehen und 2018 erhielt ich – auch dank vieler Referenzen für mein freiwilliges Engagement – eine befristete Aufenthaltsbewilligung.

Niyaz Ali und Ghulam Ali waren immer da, in meinen Gedanken. Sie, die noch kleine Kinder waren, als ich sie zum letzten Mal sah, waren jetzt Teenager. Was mochte aus ihnen werden im konservativen, patriarchalen Pakistan, das sich so sehr unterschied von der liberalen Schweiz, die ich kennenlernte? Welche Zukunft hatten sie in der Armut, in der sie lebten? Die Sorge um sie zehrte mich auf. Ich wollte so gerne mit ihnen sprechen, ihnen Mut zusprechen, sie in die Arme nehmen. Eines Tages lernte ich eine Frau kennen, die von der Familie in Pakistan wusste. Meine Söhne, so erfuhr ich, konnten nicht zur Schule, sondern mussten ihrem Grossvater helfen den Abfall zu durchkämmen auf der Suche nach Brauchbarem. Das also war ihr Leben.

Zumindest aber hatte ich wieder eine Spur, die zu ihnen führte. Wir schmiedeten einen Plan. Eine Bekannte jener Frau ging eines Tages verschleiert in die Werkstatt des Grossvaters, als Niyaz Ali allein da war, und bat um Hilfe für ihren Umzug. Sie fragte nach seiner Natelnummer, um ihn wieder kontaktieren zu können. Nach einigem Zögern gab er ihr die Nummer. Und sie schickte sie mir weiter. Mit zittrigen Händen habe ich ihn angerufen. Wir weinten. Er war aufgewachsen in der Gewissheit, dass ich ihn und seinen Bruder verlassen hatte. Die Familie hatte nur Schlechtes über mich erzählt. Er erzählte mir von seinem Alltag. Keine Schule, immer die Arbeit mit dem Abfall. Keine Freunde zum Spielen. Zwei Wochen haben wir immer wieder versteckt telefoniert. Zwei Wochen reden, die zehn Jahre schweigen nicht vergessen machen konnten. Ich musste meine Söhne sehen.

Über Facebook habe ich mit einem einflussreichen Mann in der Stadt Kontakt aufgenommen, in der meine Söhne lebten. Er hat die Grosseltern kontaktiert, ist mehrmals mit ihnen zusammengesessen. Er hat ihnen gesagt, wie wichtig es sei, dass die Kinder Kontakt zu ihrer Mutter haben können. Vordergründig haben sie eingewilligt. Tatsächlich aber haben sie mir den Kontakt nicht erlaubt. Mir wurde sogar gedroht, dass mir etwas geschehen würde, wenn ich versuchen sollte, meine Kinder zu besuchen. 2020 bin ich dennoch, trotz aller Drohungen, nach Pakistan geflogen – ich konnte nicht anders. Eine gefährliche Reise zurück in das Land, aus dem ich verstossen war. Ich sehe mich, wie ich vor dem Haus stehe, meinen Mut zusammenreisse, klinge. Niyaz Ali öffnet. Er erkennt mich nicht. «Ich bin deine Mutter», sage ich, nehme ihn weinend in den Arm. Von der Familie erfahre ich nur Demütigung, muss das Haus verlassen. Die Schwester ihres Vaters beschimpft mich als Hure. Die Kinder zu sehen wird mir verboten. Also treffen wir uns versteckt. Während zweier Wochen nähern wir uns an, die Teenager und ich. Unverständnis ist da, Vorwürfe liegen in der Luft. «Mama, warum denn bist du weggegangen, hast uns hiergelassen?» Nach und nach erfahren sie meine Geschichte. Unsere Geschichte.

Der einflussreiche Mann der Stadt, der mir wohlgesinnt war, hat mir einen Weg aufgezeigt, wie ich die Kinder wieder zurückbekommen könnte. Eine Anzeige wegen Drohung und Gewalt durch meinen Ex-Mann. Ein Deal, die Anzeige zurückzunehmen gegen die Einwilligung, meine Kinder zu mir in die Schweiz zu bringen. Die Grosseltern haben eingewilligt – die Ehre der Familie stand auf dem Spiel. Wir liessen den Pass erneuern für meine Söhne. Zurück in der Schweiz machte ich mich daran, das Gesuch um Familiennachzug, das ich sechs Jahre zuvor schon vorbereitet hatte, wieder fertigzustellen. Endlich, endlich würde alles gut werden.

Aber es wurde nicht gut. Das Gesetz erlaubte es nicht. Ich hatte in der Zwischenzeit meine Arbeitsstelle im Kantonsspital verloren. Alleinerziehend konnte ich die Flexibilität nicht mehr aufbringen, die die Stelle verlangte. Amir Hassan hatte in der Schule Schwierigkeiten. Es gab viele Konflikte. Manchmal fragte ich mich: «Sind das die Konsequenzen einer Schwangerschaft auf der Flucht? Die Gewalterfahrungen – haben sie nicht nur mir zugesetzt?». Er musste ins Heim, wo er litt und wo die Situation schliesslich auch nicht mehr tragbar war. Schliesslich blieb er zu Hause bei mir – eine Lehrperson kommt mehrmals pro Woche vorbei. Für ihn hiess das, die Leichtigkeit des Zusammenseins mit Freunden in der Schule zu vermissen, die er bei seinem älteren Bruder sieht. Für mich hiess es, die Möglichkeit zu verlieren, selbständig finanziell für meine Familie aufkommen zu können. Vom Vater der beiden bekomme ich nichts.

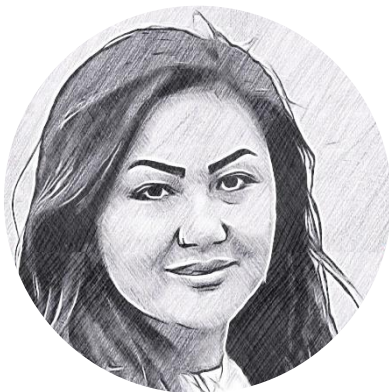
Niyaz Ali und Ghulam Ali konnten nicht zu mir kommen. Damals, beim ersten Versuch, 2014, wäre es noch möglich gewesen, da waren sie noch nicht zwölf Jahre alt. Jetzt sind sie zu alt, sagte das Gesetz in der Schweiz, denn mein Einkommen reiche nicht für sie. Sie sind fünfzehn und siebzehn, Teenager, minderjährig, aber zu alt, um ein bedingungsloses Recht zu haben, bei ihrer Mutter zu leben. Ich hatte das nicht gewusst. Aber ich hatte ihnen doch versprochen, sie zu mir zu nehmen. Ich durfte sie nicht schon wieder enttäuschen. Wenn sie es nach Italien oder Griechenland schaffen würden, so erfuhr ich, könnten sie einen regulären Asylantrag stellen und dann vor ihrem 18. Lebensjahr per Familiennachzug doch noch zu uns kommen.

Also schickte ich sie auf die Reise. Im letzten Herbst sind sie nach Istanbul gelangt. Eine beschwerliche Reise der Hoffnung. Aber Istanbul hat sich als Sackgasse herausgestellt. Da warten sie nun, meine beiden grossen Söhne, auf eine Möglichkeit, nach Europa zu gelangen. Mittlerweile ist es kaum noch möglich, nach Italien oder Griechenland zu gelangen. Es fehlen mir schlicht auch die Mittel dafür, das zu organisieren. Sie leben in

einem Raum mit zehn Personen, alle in der gleichen Situation. Gestrandet vor der Festung Europa. Draussen auf der Strasse sind sie in Gefahr, von der Polizei kontrolliert und zurückgeschickt zu werden. Drinnen in der Unterkunft sind sie Übergriffen ausgesetzt, unanständigen Berührungen. «Mama, wir haben gar keinen Ort mehr, wo wir sicher sind.» Im Moment haben sie einen schlimmen Ausschlag am ganzen Körper – wohl von den Betten. Wir telefonieren immer wieder. Dabei fühle ich mich so hilflos. Manchmal plagt mich auch das schlechte Gewissen – ich wollte für sie doch die Freiheit und Geborgenheit, die sie nie hatten. Jetzt sind sie fast Gefangene. Ich schicke ihnen Geld fürs Überleben, Durchhalten.

Zweimal war ich bei ihnen in Istanbul. Im letzten Jahr ist auch Amir Hassan mitgekommen und hat seine grossen Brüder erstmals kennengelernt. Zurückreisen mussten wir ohne sie. Jetzt gehe ich vorerst nicht. Ich schicke ihnen das eingesparte Geld besser zum Leben. Meine Buben hier in der Schweiz müssen auch auf vieles verzichten, damit am Ende des Monats etwas übrig bleibt für ihre Brüder in Istanbul. Demnächst wird eine Person vom Roten Kreuz sie besuchen. Es ist möglich, dass sie in ein Heim für geflüchtete Minderjährige kommen. Das wäre sicher der bessere Ort für sie. Seit neuem bin in Kontakt mit einer Person in Genf: Das UNHCR hat ein Resettlement-Programm für geflüchtete Menschen, die weder in ihre Heimat zurückkehren, noch in dem Land bleiben können, in das sie geflohen sind. Das ist eine neue Hoffnung von mir. Nicht die erste.

Woher ich die Kraft nehme, mich durch alle Widerstände für ein gutes Leben für meine vier Jungs einzusetzen? Meine Psychiaterin hat mich das auch gefragt. Manchmal sehe ich mich als Engel für meine Kinder. Engel sind stark.



Banin Haidari ist im Sentitreff seit einigen Jahren freiwillig engagiert. Ihr Wunsch, diese Geschichte zu teilen, gründet in der Hoffnung, damit Unterstützung zu erfahren im Vorhaben, ihre Söhne zu ihr in die Schweiz zu holen. Den Kontakt zu Banin vermitteln wir gerne.

Aufzeichnung eines längeren Gesprächs im Sentitreff im August 2022. Eine gekürzte Version der bewegenden Geschichte ist publiziert in der Sentipost Nr3/22, S. 3.

Kontakt: [info@sentitreff.ch](mailto:info@sentitreff.ch)